

(Nachdruck verboten.)

18]

Daniel Junt.

Roman von Hermann Stegemann.

„Rangiert mir das,“ sagte Daniel und verließ die Hütte. Floflo schlief hinter ihm drein.

Als Catherine dem Nettele die Geschichte erzählte, wurde die Kammer besorgt.

„Mein Gott, auch das noch! Der Louis ist rein wie vom Galgen abgefeilt, und wenn der jetzt auch noch hegt, gibt's ein Unglück heute. Lauf zu den Grenzaufsehern, Latine, sie kommen als um zwölf über den Weg und frag sie um Hilfe.“

Die Magd tat so, und die beiden Grenzwächter versprachen ihr, dem Gendarmen einen Wink zu geben, wenn sie abstiegen nach La Motte.

„Werd's mal meinen Kollegen sagen, die auf den Abend die Ronde haben,“ rief ihr der eine noch nach, „der Wirt hat ja für den Willens vom letzten Jahr her noch was zu gut bei uns. Wird prompt bezahlt, Fräulein! Allemaal!“

Daniel Junt machte an diesem Tage den Melker. Noch ehe das Vieh wieder auf der Weide war und der Stall besorgt, begann sich die Gaststube mit Pfingstfahrern zu füllen. Mit Schmetterlingsnetzen und Trinkflaschen kamen Gymnastien und Knabenscharen aus Kolmar zu Fuß, junge Damen in engen Kleidern, mit sieben Volants und hochgeschmürten Korsetts, den haubenförmigen Strohhut mit Bändern unterm Kinn geknüpft und durchbrochenen weißen Strümpfen stiegen aus den Breafs und tänzelten dann zum Grat hinauf, wo sie ebenen Weges auf dem Kamm stundenweit dahinwandeln konnten. Es war ein Brausen wie in einem Bienenkorb. Am Nachmittag wurde es wieder stiller, nur die Catherine lärmte mit dem Geschirr.

Daniel saß in seinem Bureau. Er hatte nach Münster um einen Melker geschrieben. Drüben im leeren Tanzsaal knisterten die Dielen, die Sonne schien darauf, und da arbeitete das alte Holz. Zum offenen Fenster schwoh der würzige Hauch der Berge herein, über dem Goldblat, der im Gärtlein an der Hausmauer wuchs, schwirrten plumpe Schmetterlinge mit dicken, behaarten Väuchen und großen Augen, Holztauben riefen im Kiefernbusch, und fernher klang helles, abgerissenes Gelächter.

Daniel sah in den Kalender, in dem er die Ankunft der Sommergäste notiert hatte. Am letzten Juni Sonntag kam Monsieur Grosjean mit Berthe. Er warf den Kalender in die Lade, wo eine Handvoll alter Patronen für die Jagdflinte lag, und stand auf. Der Lump, der Louis! Pfui Teufel, so ein Raib! Sie hatten ihm die Ohren voll geblasen, aber bei Gott, den Respekt ließ er sich nicht abkaufen! Den Deckel konnten sie ihm über den Kopf schlagen, daß er in dem alten Gemäuer hocken bleiben mußte wie in einer Grabkiste, ihn schikanieren mit Fliden und ihm den Räs zehnmal auf die Wage legen und dran fragen, ob er recht in Gewicht und Gehalt, aber bodigen ließ er sich nicht. Ums Verreden nicht!

Er hatte dem Gemeinderat Anzeige gemacht von der Aufhebung der Affekuranz und daß nur noch seine Fahrhabe um ein weniges versichert sei. Sie konnten ihm nichts anhaben, die Versicherung hatte er sich vom Notar schon damals geben lassen, als er vom Maire wegfariert war. Nun wartete er, ob der Goldadler von Gemeinde wegen wieder nistete auf dem Florimont, wartete in der Gewißheit, daß sie keinen Sou an die Affekuranz setzen würden.

Sie kamen ihm mit anderen Dingen.

Da lag schon wieder ein Avis, daß die Weide überseht sei mit Vieh, und der Fermier auf dem Florimont gehalten werde, keine Kuh mehr einzustellen im Stall. In dem Stall, wo sie sich aneinanderrieten und eine trüchtige kaum durch die Lüre ging! Diese Esel! Ihm Vorschriften machen vorn und hinten, als ob's noch nicht genug wäre daran, daß er nicht auf eigenem Grund stand! Er hatte es von Jahr zu Jahr stärker empfunden, daß das der Fluch war, der auf dem Hof lag. Die Junt waren die Herren auf dem Berg durch ihr Schanzen und Schaffen, durch bald hundertjährigen Besitz. Aber der Ormid gehörte der Gemeind, es war ein Leben, an dem alle sich legten und von dem nur einer steuerte. Aber

wenn's auch so war nach dem Buchstaben, die auf der Kanzlei lagen den Junt war's doch so gut wie eigen. Und er, der Daniel, er hätte es sich nicht mit Gewalt aus den Zähnen reißen, und von keinem Tribunal der Welt absprechen lassen! Die Junt auf dem Berg, so hieß es von Rappoltsweiler bis ins Münstertal und nach Geradmer hinüber. Die Junt auf i h r e m Berg!

Er pochte mit der Faust auf den Tisch, als müßte er in seiner stillen Kammer noch dazu auftrumpfen.

„Daniel, Herr Daniel?“

Eine ängstliche Stimme, er fuhr auf.

„Was ist, Nanette?“

„Geschwind, Daniel, die Burschen von La Motte und die Melker von den Fermern!“

Und da hörte man auch schon ihre Stimmen und jetzt ihre Füße auf der Treppe.

„Es ist gut,“ entgegnete Daniel ruhig und ging durch den Saal auf den Flur.

Sie saßen in der Gaststube im Erdgeschoß und bis auf den Gang hinaus. Vor dem Hause hockten sie auf den Bänken, die Mädchen gingen Arm in Arm auf der Straße auf und ab. Der Kaveri Haberader hatte die Ziehharmonika umhängen. Als Daniel nach ihm hinblickte, schob er sie verlegen hinter den Rücken. Das machte den Wirt argwöhnisch.

Schau, schau, sie wollten also doch tanzen! Der Weibel und der Berichtsbote waren ausgeblieben und hatten das Tanzgebot nicht gebracht, das der Maire ihm avisiert hatte, aber hinten herum oder mit Gewalt wollten sie auf dem Florimont ihre Pfingstfilbe etablieren! Der Florimont war groß, drei Stunden breit und sechs Stunden lang, bei viertausend Schuh über dem Rhein. Da hatten sie Platz zum Gaukeln, so viel ihrer waren, nur nicht in dem Haus hier, in dem Saal über ihren Köpfen, wo die Diele noch rostete von dem Blut. Und jetzt erst recht nicht. Ums ganze Elsaß nicht! Sein Sach war's und dabei blieb's! Einen Eid drauf!

Eine Stunde ging hin. Sie saßen und tranken, traktierten einander und machten mit den Maide ihre Späße. Aber Daniel merkte, daß sie sich gegenseitig Mut zusprachen. Der Melker des Maire warf Stichelreden aus wie Fußeisen, und sie lachten dröhnend zu seinen Worten.

„Se Kaveri, sitz auf den neuen Grenzstein, mit dem Hinterfeil fest auf das Schwobenzzeichen und spiel auf. Auf dem Mönchsfels wird's wohl erlaubt sein zu tanzen. Dort regiert keiner.“

Den Kavier verlangte nach Revanche für die Verlegenheit, in die ihn der Blick des Bergwirtes versetzt hatte, und so antwortete er hastig:

„Ich will auf dem Bänkle hocken und nicht auf dem Stein. Los, Buben!“

Und trotzig nahm er sein Instrument zur Hand und begann zu spielen und zu singen nach der Melodie der Marseillaise:

Dann ging er in eine Polka über, und die Mädchen begannen verlangend stehen zu bleiben. Schon waren ein paar Burschen zu ihnen hingeschlichen, jetzt quetschte eine, die ihr Schatz zärtlich in die Hüfte gepfeft hatte, laut auf. Und auf einmal erhob sich alles, was in der Stube saß, schoben sich die anderen zur Tür herein, und aus dem Hausen schrie eine Stimme:

„Wo ist der Wirt? Den Saal auf, wir wollen unsere Kilbe.“

„Auf, vorwärts, d' Stiege hinauf,“ drängten andere, und sie polterten die Treppe zu.

Da stand Daniel auf den oberen Stufen und rief hinab: „Macht keine Viehheiten, Buben. Es wird nicht getanzt bei mir. Draußen ist Platz genug. Auf allen Weiden bis zum Ballon d'Alfage wird getanzt in der Sonne. Macht's auch so.“

Sie zögerten. Möglichlich schrie einer:

„Ha, der kommandiert ein' nicht schlecht. So einer, wo der Gemeind zu leid lebt.“

„Allons enfants de la marcarie,*)
Le jour de boire est arrivé.“**)

*) Semmeret.

**) Sonntag ist heute.

Und dann ein anderer — es war dem Maire sein Vetter; Daniel sah seinen roten Kopf, als er das Maul aufriß und schrie:

„Wem gehört denn das Haus? Dem Junk, wo von der Gemeinde draufgesetzt ist, oder der Gemeinde? Gemeinland ist's, uns gehört's. Hoch die Marcarie!“

Sie riefen es nach, und wieder begann die Ziehharmonika ihr nervenerregendes:

„Allons enfants de la marcarie-e-e!“

Die Catherine riß den Vordersten am Hofenbund von der Treppe herunter, aber dann griffen die anderen nach ihr, und nur mit Mühe entkam sie den gierig wühlenden Händen, die ihr unter die Arme und in die Röcke fuhren.

Daniel hatte noch den ersten lärmenden Ruf auf die Marcarie gehört, dann sprang er mit einem Satz die Stufen hinauf, war im Nu in seinem Zimmer, riß die Platte von der Wand, die Schublade auf, stopfte ein paar Patronen in den Sack und rannte zurück. Gerade als er wieder auf seinem Posten war, lag die Kartusche im Lauf.

Catherines Dazwischenkunft hatte ihm Zeit gelassen, eben stürmten sie herauf. Er trat auf die oberste Stufe.

„Halt, oder ich schieß!“

Schmetternd flog der Ruf über sie hin, und als die ersten, die vor dem Flintenlauf zurückgeprallt waren, von den Nachdrängenden gegen oben geschoben, wieder aufwärts strebten, wiederholte Daniel noch einmal:

„Halt sag' ich! Wenn der erste vor dem Rohr ist, brenn' ich ab.“

Er hielt das Gewehr in Brusthöhe, das schwarze Flintenloch starrte den Heraufsteigenden ins Auge. Dahinter der Wirt, halb im Licht, halb im Schatten, den Finger am Drücker, breitbeinig. Schwarz stand das buschige Haar über dem erdfahlen, trotigen Gesicht. Leise bebte das Rohr unter den heftigen Atemzügen seiner Brust. In seinem Aug' saß etwas, das schreckte die tolln Buben: der schoß, der trieb keine Poffen.

„Er hat Schnupftabak im Lauf,“ spottete einer aus dem Gausen, aber die vordersten, die das schwarze Auge brennen und den stählernen Büchsenlauf im Zwielicht glänzen sahen, duckten sich unwillkürlich und drängten nach hinten.

Und der erste rief mit heiserer Stimme nach rückwärts, ohne den ängstlichen Blick von der Mündung losreißen zu können:

„Danke! Wenn Du eine Prije von dem Daniel seinem Schnupftabak riskieren willst — ich bin nicht Liebhaber!“

Das klang so überzeugt und zugleich so komisch, daß sich die Spannung in einem unterdrückten Gelächter zu lösen begann, aber auch das klang noch drohend und gereizt.

Daniel stand unbeweglich. Auf seiner Stirn spürte er feuchten Schweiß, der Luftzug von der offenen Zimmertür her strich kalt darüber hin. Er hatte grobes Schrot im Lauf und, so wahr er lebte, wenn der erste an den Lauf stieß, brannte er ab.

Da rief eine atemlose, triumphierende Stimme:

„Aus dem Weg, ihr Narrenbuben, die Gendarmen kommen.“

Und im Hui rannte die Catherine die Burschen über den Gausen und fiel mehr als sie lief die Treppe hinan. Zwischen den Buben und dem Daniel stand sie plötzlich auf der Stiege, und ihr breites Gesicht flammte, ihre pralle Brust stieß keuchend den Atem aus, mit dem nackten, roten Arm wies sie über die Köpfe weg zur Haustüre.

„Da! Jetzt lüftet Eure Wein', sonst pöckeln Euch die Schwaben.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Unterwegs.

Von Wilhelm Holzamer.

Wir sind fünf lebendige Menschen. Nicht sehr dick, im Gegenteil, aber lebendig. Und der Eisenbahnwagen ist der reinste Viehstall, eng, niedrig, schmutzig, unbequem. Warum sind wir nicht lieber daheim geblieben. „Plätze für zehn Personen“ steht über der Tür. Zehn Personen auf diesen kleinen schmalen Bänken. Und wir sind fünf, nicht dick, im Gegenteil, aber lebendig. Und haben noch Gepäck dazu.

Ein dicker Wäldermeister aus einer Pariser Vorstadt steigt ein. Er flucht im Jargon Faubourg St. Antoine. Vielleicht hat sein Urgroßvater die Bastille stürmen helfen. Er flucht, daß die Scheiben zittern — ein wohlthuendes Fluchen, das den französischen Staat durchaus nicht schont, im Gegenteil, sagen die Darmstädter. Ich

höre ihm mit imigem Behagen zu. Ich halte nämlich etwas von Menschen, die tüchtig fluchen können. Erstens haben sie Wortschatz, das ist etwas; zweitens haben sie meist Humor. Diese Beobachtung ist zu beachten. Man gucke sich nur die Süddeutschen an. Man höre sie sich an. Wem dabei das Herz nicht hüpfet, der hat entweder kein Herz oder es kann nicht hüpfen. Im Fluchen ist schon das Lachen — in diesem lauten Poltern ist schon das schmerzlose Stillesein. Und die besten Flucher haben Schmerzbüchse. Doch drittens: ich fluche selbst gern, wenn ich auch keinen Schmerbauch habe.

Und nun steigt noch ein bretoner Bauer ein mit einem Bauernkorb, der es an Korpusanz mit dem Wäldermeister aufnehmen kann. Wir protestieren. Aber der Bauer verzieht keine Miene. Er ist die starre Gelassenheit selbst. Er hört uns nicht an und er guckt uns nicht an. Er plaziert mit der unbeirrtesten Gemütsruhe seinen Riesenkorb und setzt sich selbst hin, so breit, als ob er die Bank für sich allein gepachtet hätte. Dann tut er seinen behänderten Hut ab, lüftet sich seine blaue Bluse und kratzt sich gründlich die Haare durch, von vorn nach hinten, von links nach rechts, vorwärts und rückwärts. Und wir sind ganz still. Stille Vestige.

Die Beamten rufen zum Einsteigen und schließen die Türen ab. Gott sei Dank! Es hätte uns noch schlechter gehen können. „Plätze für zehn Personen“ steht über der Tür. Wir sind fünf Dünne, der Wäldermeister ist dick, der Bauer behauptet seinen Besitz in ostentativer Breite. Und sein Korb verlangt ein Platzrecht, das nicht extra geschrieben ist. Es hätte noch schlimmer kommen können.

Kurz vor dem wir uns in Bewegung setzen — Gott, ist das ein Viehstall, in dem wir untergebracht sind! — ich verehere eine flüchtige Sekunde lang — eine Sekunde moralischer Schwäche — die preussische Bahnverwaltung — kurz vor dem wir uns in Bewegung setzen, wird die Türe aufgerissen. Wir protestieren — nur der Bauer verharrt in Schweigen — aber es hilft nichts. Ein Automobilist steigt ein. Wir schämen stillschweigend seine Breitenmaße ab und blicken einander zu. Ein guter Brocken — anderthalb Sitzplatz — aber der Zug rollt.

Also wir fahren wenigstens. Da draußen dreht sich Paris langsam von uns ab. Die hohen Häuserreihen, die Laternen, die Dächer, die Schornsteine — und bald liegt da fern wo nur ein dunkles Etwas, breit, dumpf, stumpf, mit blinkenden Lichtflecken, mit verglühenden Leuchteaugen, und rollt tiefer und ferner ins Dunkel, in einen schweren, massigen, drückenden Dunst, in eine unheimliche Finsternis, von einer unheimlichen Breite und Tiefe, und man kann es nicht fassen, daß man darin leben könnte, atmen und die Augen aufstun, sich bewegen und sich freuen, und daß sich dieser Riesenmäuel Dunkelheit mit dem springenden Lichtfunken aufbellen könnte zu einem lebendigen Getriebe, zu einer freien Helligkeit, in die des Daseins Ströme vielzählig münden. Und weiter gehts und weiter — das fremdliche Versailles tanzt an uns vorbei, sein Wald, sein Teich, sein Schloß, seine Willen — sie stehen hell in der Mondnacht. Und weiter — Chartres. Die Türme seiner Kathedrale streben himmelauf, zwei gotische Spitztürme, der eine vom Piligran der Bildhauerarbeit durchbrochen, vom Mondlicht durchflößen, das von Kreuzblume zu Kreuzblume, von Fiale zu Fiale, von Fenster zu Fenster rinnt. Mächtig breit und hoch steht das Gebäude über der schlafenden Stadt. Die Kathedrale hat zwei berühmte Fensterrosetten. Auf die eine fällt nun breit der Mondschein. Es ist friedlich hier, still, eine Stille, die man von der Großstadt her nur tiefer empfindet.

Der Zug ist wieder unterwegs, durch weites Land, von einer ziemlich einödnigen Formation. Aber was verklärt Nacht- und Fremde sein nicht! Felder und Dörschen, einsame Höfe, die Bindungen eines Wassers, ein blinkender Teich, der Schatten eines Gehölzes und eine fern entgleitende Turmspitze. Und ein naher Hahnenkrei, ein Eulenkuf — und der schweigende, helle Mond, der die Welt belächelt.

Alles schläft im Rupee. Der dicke Wäldermeister ist eingeschlafen mit der Pfeife im Mund, der bretonische Bauer hält die Hand auf seinen Korb und schnarcht, der Automobilist hat die Karte sinken lassen. Der Zug rast. Neben uns her blinken die Schienenstränge des zweiten Gleises. Es ist eine Beruhigung, dieses zweite Gleis neben sich zu wissen, (Ich verehere die preussische Bahnverwaltung gar nicht mehr) und ein Schnelzug rast in entgegengesetzter Richtung an uns vorbei. Der Wäldermeister lutscht im Schlaf an seiner Pfeife — weiter hat ihn der Lärm nicht wach gebracht —, der Automobilist ist aufgefahren und hat seine Karte aufgenommen, in der er übrigens bei der stadernden Delfunzel nichts sehen kann, der Bauer hat sich nicht gerührt und fest und sicher seinen Korb weiter festgehalten. Die Jugend aber schläft einen tiefen Schlaf.

Wir sind in Le Mans, der Stadt der billigen Butter und guten Gänse. Wieder ists die Kathedrale, die alles beherrscht. Ein Bau aus dem 11. und 13. Jahrhundert. Ein breiter, hoher Turm, flach, dem später eine niedrige, spige Helmdachung aufgesetzt worden. Hier in Le Mans lebte der Poet Scarron, ein Krüppel, Gatte der Madame Maintenon, der berühmten Geliebten Ludwigs XIV.

Hier zweigt sich die Linie nach Brest zu, also in die nördliche Bretagne und nach dem Finistere ab. Diesmal treibt's mich südlüch. Und dann bleibt immer noch die Wahl, diesseits oder jenseits der Loire — in die Wasse Bretagne oder in die Vendée. Der Entscheid fällt erst auf einer kleinen Station, wo es gilt: Angers-Rantes oder Saint-Nazaire. Und dann bleibt immer noch die Chance Rennes,

und wir könnten immer noch das westliche Aermelmeer mit dem Ozean vertauschen.

Der Morgen erwacht. Der Himmel ist ganz klar, zart grünblau. Ueber die Wiesen und Weiden, über Heiden und Wald fliegen die Nebel, jaht, langsam, in feierlichen Gespensterzügen. Und mächtig, mächtig tönt ein blaßes Rosa am Horizont herauf. Bald muß die Morgenröte kommen. Bald muß die Sonne erwachen. Noch aber scheint in die Dämmerfrühe der blaße Glanz des Mondes.

Die Landschaft liegt da, als wäre sie in Silhouetten geschnitten — deutlich der Gegensatz von Dunkel zu Hell, alles Fläche. Die Bäume, die Berge, die wenigen Menschen, die Häuser, alles Fläche. Man möchte die Schere nehmen und die Bilder aus Papier schneiden. Sie wären alle phantastisch, diese Bilder — die Umrisse der Bäume, der Berge, des Waldes, der Dörfer. Seltsame Linien, Wiegungen, Eden, Rundungen, seltsame Zerklüftungen, Schnörkelungen, seltsame Zusammenstellungen, hart zu weich, ruhig zu knitterig. Es ist eine Lust, dem beständig nachzusehen. Eine Lust, die Phantasie damit spielen zu lassen. Eine Lust, Wildchen um Wildchen in der Fenster Scheibe sich umrahmen zu lassen.

Und die Morgenröte wird satter, tiefer, leuchtender und steigt höher. Die Landschaft erhält Licht — und ganz zu gleicher Zeit auch Luft. Das ist seltsam, daß die Luft mit dem Licht eintritt, gleich als sei sie vom Licht erzeugt. Der Silhouetten- und Flächencharakter verschwindet — alles bekommt Rundung, Durchsichtigkeit und Körper. Zuerst sind die Bäume, die dem Spiele folgen — dann die festeren Gegenstände. Und wieder ein eigener Reiz — die Stämme stehen noch flächenhaft da, die Kronen sind schon körperhaft. Und so zart, so duftig, mit ihren hellen Lichtlücken, mit ihrem grauen Körper Schatten und mit den feinen wehenden Schleiern, die durch sie hindurchziehen, sie umhüllen, sie freigeben, sich von ihnen durchreißen lassen und andere heranziehen, die in ihren Nesten hängen bleiben. Gleich muß die Sonne aufgehen — ihre Strahlen sind schon hoch in den Himmel hinaufgezogen — auf den Baumkronen schwanzt ihr Glanz, auf den Dächern und Wänden der Häuser liegt er breit und rein, und den Menschen, die auf den Wegen gehen, folgt schon ein bleicher Schatten nach, lang, dünn, gespenstisch. Das Licht will in die Helle wachsen, der Schatten ins Dunkel, damit sie die Welt beherrschen können. Noch ein Weilschen nur, ein Weilschen nur. Alles ist Erwartung. Die Sinne zittern . . .

Es ist uns ein kleines Unglück begegnet — an der Maschine ist ein Rohr im Dampfessel geplatzt. Der weiße Dampf entweicht in mächtigen Wolken mit lautem Pischen und Strömen. Wir sitzen auf einer kleinen Station fest. Was gilt uns der erwachende Morgen — hier sagen die Fische den Wölfen gute Nacht. Wie lange wird das dauern, bis wir weiter kommen! Eine Stunde Verspätung haben wir schon. Aber ein französischer Beamter ist nicht ganz so ein Bureaukrat wie ein deutscher. (Vielleicht ist das nicht richtig, denn ein Bureaukrat ist ein Bureaukrat und ein Beamter ein Beamter, das ist etwas Absolutes.) Ein neuer Zug fährt ein. Der Bahnvorsteher nimmt ihm kurzer Hand die Maschine und gibt sie uns, der neu eingelaufene Zug kann stehen. Der Automobilist hatte mit befehl, in diesem Nest — Chateau Gontier heißt es — gab es ein großes Schloß, das neu restauriert sei. Ich danke. Die französischen Staatsarchitekten, die alte Schlösser restaurieren — und wenn sie auch keine restaurieren — sind genau so übel wie die deutschen. Da mache man sich nur nichts vor. Ein Nebel wird durchaus nicht besser dadurch, daß es ein französisches ist. Wir haben nur so eine Schwäche dem Fremden gegenüber. Es gäbe noch manderlei zu sagen — von Paris und seiner ganzen Umgegend, die ganz Frankreich ist, — was nicht so ist, wie es deutsche Federn beschönigt haben, und es wäre gut, da mal eine tüchtige Austehr zu halten. Falsches und Unzulängliches und viel Nachplapperei. Freilich, dieses Frankreich hat eines an sich — es verführt leicht; es verführt dazu, sich vieles nicht einzusehen. Das Herz will nicht glauben, was die Augen sehen. Und manchmal war's ja auch wirklich schade darum, wollte man das Illusionschleierchen lüften. Allerdings, wenn es gewisse Banausen tun sollten, die zwar nicht das Talent, aber die Pflicht zu schreiben haben — wohl ihrer Würfel — da tät ich mich lieber bedanken. Da freu ich mich lieber an der Illusion, denn sie ist mir mehr, als eine täppische Berührung geben kann.

Schiffsmasten, Segel, Wimpel, Fahnen, hoher Himmel, aufsteigende Sonne, weite, weite Wasserbläue — im jungen Morgen das Meer — fern noch, aber doch schon nahe — ist nicht der Wogen-ton schon in der Luft, schmecken unsere Lippen nicht schon den Salzgehalt, frisst unsere Augen nicht die Feuchte! Wohl schon — des Meeres Ferne ist uns nahe. Wir grüßen sie. Alle Augen an den Fenstern. Die Unterhaltung schweigt. Dann und wann ein Ruf, eine Beobachtung, ein Hinweis, eine Erklärung. Dann wieder nur Schauen, Suchen, Erwarten, nur Freude und Fülle — nur Gruß, nur Grüßen und Grüßen! Morgen und Meer, Leuchten und Weite.

Der Zug hält an unserer vorläufigen Endstation, St. Nazaire, dem Handelshafen an der Mündung der Loire. Yachten, Segler und Riesendampfer harren der Ausfahrt. Hier ist die Welt offen. Wege gehen hier ins Unendliche hinaus — Wege ins Fremde und Neue — Wege zu Welten und Menschen. —

Kleines feuilleton.

sn. Versöhnung. Sie trafen sich wie auf Verabredung am Bahnhof der vornehmen Villenkolonie und gingen gemeinsam zum Maurermeister Leopold, ihrem Verwandten. Ein großes Erstaunen war unter ihnen: Leopold hatte sie zu „einer Tasse Kaffee und einer Stulle“ eingeladen, — Leopold, den die meisten von ihnen seit langen Jahren nicht gesehen hatten. Und nun — nachdem er sich eine Villa gebaut und sie eben bezogen — nun fielen ihm plötzlich die armen Verwandten wieder ein? Man schüttelte die Köpfe. Und Tante Regina sagte gerührt: „'n jutes Herz hat er doch.“

„Schlecht ist er nie gewesen,“ bestätigte Lehmann, der Briefträger. „Das mußte doch zugeben, Paul.“

Paul, der nachdenklich vor sich hingesehen, erwiderte: „Ich sag' ja nicht, Lehmann.“

„Na, Du hast 'n doch immer 'runtergerissen.“

Paul zuckte die Achseln: „Das liegt an mein Gedächtnis. Habt Ihr denn schon verjessen . . .?“

„Alle Kamellen!“ Lehmann wandte sich an die andern: „Wißt Ihr, was ich jlaube? Leopold legt uns heute was unter'n Teller. Wir kriegen alles zurück.“

Paul lachte spöttisch; die anderen nickten eifrig. Sie waren mit der gleichen Hoffnung gekommen.

Vor dem schwarzen, schmiedeeisernen Gitter mit goldbronzierten Spitzen standen sie erst eine gute Weile in neuer Bewunderung. Ein sorgsam gepflegter Vorgarten stieg leicht zu einer kleinen Höhe hinan. Auf dieser erhob sich ein mittelgroßes Gebäude mit Erkern und Türmchen.

„Herrschaft, wie großartig!“ Lehmann zog beinahe den Hut.

Und Tante Regina murmelte: „Ich hab's immer jesagt: der Leopold!“

Paul aber wies spöttisch lachend auf ein Feld über der Haustür: zwei leichtgeschürzte Grazien schlangen Girlanden um den in Goldschrift gemalten Spruch:

„Arbeit ist des Bürgers Bierde,
Segen ist der Mühe Preis.“

„So is es,“ sagte Tante Regina.

„Manchmal,“ nickte Paul. „Manchmal auch nicht.“

Lehmann hatte schon auf den weißen Knopf der elektrischen Klingel gedrückt.

Gleich darauf kam ein knirschender Tritt auf dem gelben Kieswege herunter: Leopold selbst, ein angehender Fünfziger mit spärlichem Haar und kleinen, schlauen Augen.

„Na, da seid Ihr ja, Kinder! Das is aber famos, die ganze Wase auf einen Hausen!“ Er schüttelte jedem jovial die Hand und schob sie durch die Pforte: „Mein mit Euch, Ihr Raffelbände. Hermann und Maxe sind schon da.“ Er schlug Paul auf die Schulter: „Heut' woll'n wir mal verjüugt sein, was, oller Junge?“ Es war etwas Unsicheres in seiner Stimme.

„Abwarten!“ Paul sah ihn an.

Leopold wandte sich ab: „Zimmer noch der olle Sauertopp!“ Ein künstliches Lachen. „Also zuerst besichtigen wir mal die Chose, was? Kommt' her, Rejinnen.“ Er nahm ihren Arm. Sie lächelte stolz.

Hermann und Max kamen mit schon etwas geröteten Gesichtern aus einer Laube und schlossen sich den übrigen an.

Dann wanderten alle unter Führung des Gastgebers durch den Garten, in den weiten, lustigen Keller, höher hinauf die teppichbelegten Treppen durch alle Etagen bis zum Boden. Kein Zimmer blieb ungehört. Ueberall drängte der Eindruck einer herausfordernden Wohlhabenheit sich auf.

„Na, was sagt Ihr dazu?“ Mindestens einmal in jedem Naume belamen's die Besucher zu hören.

Leopold konnte sich an ihrem Erstaunen, ihrem schlecht verhüllten Reide. Nur einer war ihm unbequem: Paul. Der sah mehr auf den Besitzer als auf den Besitz — und sah, wie zuweilen der Spott aufleuchtete in den kleinen schlauen Augen.

In der hellen, lustigen Veranda war der Kaffeetisch gedeckt. Auf dem schneeweißen Leinen blühte es von Silber, leuchtete echtes Porzellan.

Sie wagten sich kaum heran.

Oben, an der Schmalseite des Tisches, nahm der Hausherr Platz. Neben ihm Tante Regina, die ihn begeistert anblickte. Ihnen zunächst Max und Hermann, die Vertrauten Leopolds. Dann die übrigen.

Lehmann sah gleich unter den Teller, aber er blickte enttäuscht auf, — da war nichts — nichts.

Paul lachte laut und rührte in seiner Tasse.

Leopold schlug mit dem Zuckerlöffel an die Tasse. Erwartungsvolle Stille.

„Also, Kinder, bloß 'n paar Worte. Ihr habt Euch jeverndert — von wegen der Einladung. Mit Recht. Wir haben lange Jahre nich besonders mit 'nander jestanden. Das is nich hübsch unter Verwandten. Wir woll'n nich untersuchen, wer eijentlich die Schuld hat. Kurz und jut: verjessen wir. Deshalb hab' ich Euch einladen, meine Villa zu besichtigen, damit Ihr seht: stolz bin ich nich. Ich finde es jeradegu jemein, wenn einer zu was kommt und dann hochnäsig auf seine armen Verwandten 'runterguckt.“

„Armen?“ fragte Hermann.

„Na ja, Hermann," Leopold lachte, „Du tischlerst jetzt auf eigene Rechnung und hast Dir die Hände an meine Fenster und Türen verjodet.“

„Zufeselt! Bar Feld zugefellt!" lachte Hermann dröhnend. Leopold winkte: „Laß man. Du und Mäge — Ihr seid also keine Armen.“

„Manu," sagte Mäge, „wer mit Dir arbeitet! Mit Maurermeister Leopold! — O, Paule, was biste für'n Schaf.“

Paul fuhr hoch — einen Augenblick. Dann sagte er ruhig: „Kannst recht haben, Mäge. Ihr — Du und Hermann — Ihr seid schlauer gewesen als wir andern. Ihr habt Euch erst nach der ersten Pleite ins Geschäft geschmissen.“

„Laß doch die ollen Geschichten," mahnte Leopold. „Kinder, es hat mir ja selber beinahe das Herz abgedrückt, daß Ihr anderen mit mir so 'reinjefallen seid — das erste Mal.“

Tante Regina schüttelte mehmtig das Haupt: „Meine ganzen Ersparnisse, Leopoldchen! — Aber Du konnt'st ja nicht dafür. Es war eben 'ne falsche Spekulation.“

„Ja, von uns," Paul erhob sich. „Von ihm nicht.“

Leopold wurde weiß und zitterte: „Du . . . Du . . . was kommst'n her, wenn Du wieder Streit machen willst, wo ich mich vertragen will mit Euch.“ Er ging auf Paul zu: „Du . . . Du, jeh' weg von mein' Tisch! Essen und Trinken, was — und ein' schlecht machen.“

„Was wir hier verzehren, haben wir hundertmal bezahlt. Und schlecht machen braucht Dich keiner.“

„Vertraut Euch doch," seufzte Tante Regina. „Da," Leopold wies nach ihr, „frag' sie, ob ich mich nicht damals hab' aufhängen wollen! Jehult wie 'n Hofhund hab' ich . . .“

„Und hast 'n Offenbarungseid geleistet . . . und bist verschwunden . . . und warst mit einemmal wieder da als reicher Maurermeister . . . ja!“

„Ich zeig' Dich an!" schrie Leopold.

Hermann trat dazwischen: „Hört zu. Ich will Dir was sagen, Leopold: Lieb uns unser Feld zurück, was Du damals verspekuliert hast. Du sagst doch so. Wenn Du jetzt in die Tasche langst — und Du kannst es ja, Du hast es —, dann glauben wir Dir.“

Tante Regina stand neben ihnen und sagte sanft: „Darum hast Du uns doch auch einjeladen, Leopold.“

Leopold vergaß seine Wut. Er sah verblüfft von einem zum anderen; zuletzt blickte er Hermann und Mäge an.

Dann brachen die Drei in ein schallendes Gelächter aus. —

hl. Entwässerungsanlagen bei den alten Babyloniern. Bei den Ausgrabungen der alten sumerischen oder vordabylonischen Stadt Bismya, die vor 4500 Jahren den Höhepunkt ihrer Entwicklung erreichte, hat man ein beachtenswertes Entwässerungssystem, das der Alltagsleben der mesopotamischen Wüste ausgezeichnet angepaßt ist, entdeckt, über das E. F. Banks im „Scientific American“ einen interessanten Aufsatz veröffentlicht. Babylonien ist ganz eben, von Bagdad bis zum Persischen Golf sieht man nicht die kleinste Erhebung, abgesehen von künstlichen Erdwällen oder einer vereinzelten veränderlichen Sandwehe. Meistens liegt eine flache harte Lehmschicht der Oberfläche, die von der heißen Sommer Sonne gebrütet und so hart ist, daß sie wie Stein aussieht. Unter der Kruste, die in Bismya selten dicker als vier Fuß ist und an einigen Stellen gänzlich fehlt, liegt loser nachgebender Sand, der bis zu einer unbekannt tiefen Tiefe reicht. Bei einem Hausbau gruben nun die alten Sumerer vor mehr als 6000 Jahren zuerst bis zu einer beträchtlichen Tiefe ein Loch in den Sand; in Bismya hat man mehrere Beispiele gefunden, wo die Grube über 14 Meter tief unter dem Fundament des Hauses liegt. Vom Grunde aus baute dann der alte Baumeister ein senkrecht abführendes Rohr aus großen zylindrischen Terrakottateilen, von denen jeder mit gefurchten Rändern versehen ist, in die das nächste obere Stück eingepaßt wird. Diese Abteilungen eines Abzugsrohres hatten einen Durchmesser von 48 Zentimeter und eine Höhe von 60 Zentimeter; andere waren weiter und viel kürzer, die Dicke des Mantels betrug 2,7 Zentimeter. Die Röhren zeigten in Zwischenräumen kleine Löcher von etwa 2 Zentimeter Durchmesser. Die oberste Abteilung des Abzugsrohres war halbkugelförmig, paßte wie eine Kappe darauf und hatte eine Öffnung zur Aufnahme des Wassers von oben. Sand und Scherben wurden dann um das Abzugsrohr aufgefüllt, und es war gebrauchsfertig. Das hereinströmende Wasser wurde schnell von dem Sande auf dem Grunde aufgesaugt, und wenn es dort an raschem Abflusse verhindert war, entwich es durch die Löcher in den Seiten der Ziegel. Die Tempel in Bismya waren mit mehreren solchen Abzugsrohren versehen. Bei einem Palast entdeckte man vier; auch ein großes Bad, das einem modernen türkischen Bade ähnlich ist und einen nach einer Ecke abfallenden Asphaltfußboden hat, ergoß sein Wasser in ein solches. Beim Ausräumen der Abzugsrohre waren einige, deren Öffnungen ungegüßelt gewesen waren, mit Krebssand angefüllt. In einem der Tempel, erzählt Banks, entfernten wir Dutzende flacher Terrakottateile aus Terrakotta, die in Form und Größe einer Untertasse ähnelten. Augenscheinlich hatte der Graben das verbrauchte Wasser eines Trinkbrunnens aufgenommen, und die Schalen waren zufällig hineingefallen. In der etwa 2750 v. Chr. gebauten Tempelplattform von Bismya legten wir einen wagerechten Abzugskanal aus Röhren bloß, von denen jede etwa einen Meter lang war und einen Durchmesser von 15 Zentimeter hatte; sie waren den

jetzt gebrauchten in der Form nicht unähnlich. Der Kanal leitete das Wasser von der Plattform zu einem der senkrechten Abzugsrohre. Eine Röhre war so gut konstruiert, daß sie uns lange Zeit als Kamin für unser Haus diente, bis mein türkischer Aufseher anregte, daß ihr dunkles rauchiges Ende aus einer der Schieferschichten des Hauses hervorragen sollte, um die Araber zu überzeugen, daß wir gut gewappnet sind; sie diente uns also bis zum Schluß der Ausgrabungen als „Kamone“. In anderen Teilen des Tempels waren einfachere Abzugsrohre verwendet, die das Oberflächenwasser von der leicht geneigten Plattform fortkührten. Sie bestanden einfach aus einer aus Ziegeln gebauten Rinne oder waren durch Auslassen von Ziegeln in dem Fußboden angelegt; häufig war die Rinne über den senkrechten Rand der Plattform fortgeführt. Obgleich man bis vor kurzem noch annahm, daß der Bogen den Alten unbekannt war, verwandten ihn die Präbabylonier vor mehr als 6000 Jahren doch schon recht häufig. So wurde vor wenigen Jahren ein nur schlecht erhaltenes Gewölbe in der untersten Schicht unter der babylonischen Stadt Nippur entdeckt. Später wurde ein gewölbter Abzugsgraben unter der alten Stadt Fara gefunden, die von deutschen Forschern im mittleren Babylonien ausgegraben wurde. Obgleich die Stadt eine der ältesten bekannten ist, wurde doch auch sie schon auf den Trümmern einer noch früheren erbaut und mit einem gewölbten, einen Meter hohen Abzugsgraben aus kleinen Ziegeln versehen. —

Humoristisches.

— Ausrede. Patient: „... Der Badearzt sagte mir gleich, ich hätte ein Leberleiden — und Sie haben mich doch am Herzen behandelt?“

Hausarzt (verlegen): „Bitte, das war ja auch nur provisorisch!“ —

— Von der Schmiere. Hamlet (zum König): „Na, heer'n Se' mal, mit Ihnen is ja nich' zu spielen! Ich wer' Sie lieber gleich im ersten Akt erstechen — Sie verderben uns sonst das ganze scheene Stück!“ —

— Vorsichtig. Toni: „... Ein Rhinoceros hat Dich der Bürgermeister g'heißt? Da tußt Du ihn doch verlag'n, Sepp?“

Sepp: „Ja freilich! I' geh' nur vorher zum Herrn Lehrer und schau' in sei'm Wilderbuch nach, wie so a' Viech ausschaut! — (Fliegende Blätter.)“

Notizen.

— „Das Mantelkind“, ein fünftätiges Lustspiel von Walter Harlan, kommt am 9. September im Schauspielhaus zu Leipzig zur Aufführung. —

— Einen Vorschlag zur praktischeren Ausbildung der Studierenden der Medizin hat Dr. Pfeleiderer in Ulm in den „Ärztlichen Mitteilungen“ gemacht. Er meint, daß die praktische Kenntnis der Krankenpflege den Ärzten zum größten Teile mangle, und daß es notwendig sei, die jüngeren Mediziner in der Krankenpflege eine gewisse Zeit praktisch einzulernen. Eine vierteljährliche Dienstzeit als Krankenpfleger in einem Krankenhaus sollte jeder Student nachweisen, um zur Approbation zugelassen zu werden. Die Zeit solle man dem Mediziner in das Praktikantenjahr einrechnen. —

oe. Der italienische Unterrichtsminister hat dem Professor Tizzoni von der Universität Bologna 10 000 Lire überwiesen zur Fortsetzung seiner Studien über die Wirksamkeit der Radiumbehandlung bei Tollwut. Die negativen Resultate, die die Pasteurische Kur in den zahlreichen eigens dafür errichteten Instituten in Italien ergeben hat, machen neue Studien über die Behandlung der fürchtbaren Krankheit dringend wünschenswert. —

— Ein Gorilla in London. Der „Frankf. Ztg.“ wird aus London berichtet: Der Tierhändler J. Hamlyn ist aus den Wäldern Südwestafrikas mit einer großen Anzahl interessanter Tiere zurückgekehrt. In der Sammlung befinden sich 17 Schimpansen und ein Gorilla — der einzige, der sich gegenwärtig in Europa befindet. Dieser weibliche Gorilla ist der größte seiner Art, den der Londoner Zoologische Garten jemals besessen hat. Er ist 5 Fuß 6 Zoll groß und hat einen Brustumfang von 42 Zoll. Das Haar, das Gesicht und die Augen sind kohlschwarz. Das Tier ist im allgemeinen sehr schön, hat aber von Zeit zu Zeit Wutausbrüche. Es ist vom Zoologischen Garten angekauft worden. —

— Der amerikanische Mehltau des Stachelbeerstrauchs ist in diesem Jahre zum erstenmal in Deutschland und zwar im Regierungsbezirk Bromberg aufgetreten. Die Sträucher bedecken sich mit einem anfangs weichen, dann lastenbraunen, filzigen Ueberzuge, unter dem die Früchte bisweilen platzen, in der Regel klein und unschmackhaft bleiben, während die Zweigspitzen verkrümmerten. Die neue Pflanzenkrankheit ist in einem Flugblatte behandelt, das vom Verlag P. Parey, Berlin, Hedemannstr. 10, um 40 Pf. bezogen werden kann. —

— Seit dem 29. August ist der Vulkan der Liparischen Insel Stromboli in voller Tätigkeit. Ein Ausbruch folgt dem anderen. Aschenregen, Lavaströme haben die Ernte und viele Häuser zerstört. Ein großer Teil der Bevölkerung hat die Insel bereits verlassen. —